

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Kafka

Die frühen Jahre

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Nichts los in Prag	9
Beginn der Vorstellung	15
Riesenmenschen: Die Kafkas aus Wosek	35
Frau Löwy	48
Verlustgeschäfte	56
Gedanken an Freud	69
Kafka Franz, Vorzugsschüler	90
Stadt unter Strom	103
Elli, Valli, Ottla	128
Latein, Böhmisch, Mathematik und andere Herzensangelegenheiten	137
Jüdische Lektionen	166
Unschuld und Frechheit	188
Der Weg ins Freie	202
Zur Hölle mit der Germanistik	223
Freund Max	242
Verführungen	258
Informierte Kreise: Utitz, Weltsch, Fanta, Bergmann	271
Autonomie und Heilung	292
Die innere Landschaft: BESCHREIBUNG EINES KAMPFES	309
Promovierter Jurist sucht Beschäftigung	328
Bei den Dirnen	352
Cafés, Geishas, Kunst und Kino	363
Der formidable Hilfsbeamte	379
Die geheime Dichterschule	400
Landung in Brescia	423

Im Herzen des Westens	439
Ideen und Gespenster: Buber, Steiner, Einstein	453
Literatur und Fremdenverkehr	471
Dank	497
Siglen und Zitierweise	498
Anmerkungen	500
Literaturverzeichnis	575
Namenverzeichnis	593
Ortsverzeichnis	603
Werkverzeichnis	607
Bildnachweis	608

Nichts los in Prag

Think you heard this all before,
Now you're gonna hear some more.
Devo, GOING UNDER

3. Juli 1883, ein freundlicher, klarer Sommertag, nur schwach streicht die Luft durch die engen Gassen der Prager Altstadt, die sich schon um die Mittagszeit bis auf 30 Grad Celsius erhitzen. Zum Glück ist es keine schwüle Wärme; die wenigen Wolken, die am Nachmittag heraufziehen, sind harmlos, und so freuen sich Tausende von Pragern auf einen lauen Abend in einem der zahllosen Gartenlokale, bei Pilsener, Wein und Blasmusik. Heute ist Dienstag, da gibt es besonders viele »Militär-Concerte«, und im weitläufigen Biergarten auf der Sophieninsel geht der Rummel sogar um 16 Uhr schon los. Das ist die Zeit der Touristen, der Studenten und der kleinbürgerlichen Privatiers, denn gearbeitet wird natürlich noch einige Stunden länger, und für die wenig Beneidenswerten, die ihr Brot in irgendeinem Ladenkontor verdienen, spielt die Musik leider erst nach Sonnenuntergang. Selbst der Besuch einer Theatervorstellung hängt dann bisweilen von der Gutmütigkeit des Prinzipals ab. Für die Tschechen gibt es heute FEDORA, das neueste Melodram des französischen Erfolgsautors Victorien Sardou; die Deutschen hingegen dürfen sich im Volkstheater mit Nestroy amüsieren: EINEN JUX WILL ER SICH MACHEN. Und wem auch das zu anspruchsvoll ist, dem bleibt der Gang in »Wanda's Singspiel-Halle«, wo Fräulein Mirzl Lehner, genannt »die fescche Wienerin«, samt weiteren, »neu engagierten Kunstkräften« ihr »amusinges und äußerst anständiges Programm« präsentiert. Ein überschaubares Angebot für fast 160 000 Stadtbewohner.

Prag im Sommer, Prag im Frieden, die Stunden verstreichen, die Börsenkurse pendeln schwach (aber das tun sie seit zehn Jahren schon), das Leben scheint wie ermattet, selbst die üblichen, von den

Lesern des *Prager Tagblatt* und der *Bohemia* begierig aufgesogenen Meldungen über Hochstapler, Selbstmörderinnen und durchgebrannte Kassierer bleiben aus. In der ›Civil-Schwimmschule‹, dem öffentlichen Flussbad, fällt ein Kleinkind in die Moldau und wird von einem 13-jährigen Jungen gerettet. Das ist schon das einzige Unglück an diesem 3. Juli, das berichtenswert ist. Abgesehen von den natürlichen Todesfällen, die in so winziger Schrift vermeldet werden, dass man sie suchen muss. In der Hibernergasse stirbt ein 18 Tage alter, schwächlicher Säugling namens Augustin, und eine zweijährige Amalia stirbt an Tuberkulose. Aber wer will das wissen.

Und dennoch wird dieser Tag in die Annalen der Stadt Prag eingehen, aus zwei Gründen sogar, einem öffentlich sichtbaren und einem vorläufig verborgenen. Ein politischer und mentaler Schock trifft heute die Stadt, noch sind erst wenige informiert, doch in den Kaffeehäusern spricht sich das Unfassbare schnell herum, noch ehe die Presse reagieren kann. Soeben finden nämlich Wahlen zum böhmischen Landtag statt, der Kaiser selbst hat sie angeordnet, und zwar – das ist das Fatale – mit völlig neuen Konditionen. Wahlberechtigt sind, seit es Parlamente gibt, nur Männer, die einen Mindestbetrag an jährlichen Steuern zahlen, und dieses Limit hat die österreichische Regierung unversehens halbiert – mit kaiserlicher Billigung und zum Entsetzen eines kleinen, aber maßgeblichen Teils der Bevölkerung. Denn welche Folgen diese Entscheidung haben würde, das konnten sich auch politisch Ahnungslose an den Fingern abzählen: mehr Wahlberechtigte, also mehr Tschechen. Und das ist heute prompt eingetroffen, die Tschechen haben die Deutschen im Landtag überflügelt, sie besitzen eine solide Mehrheit, zum ersten Mal und sehr wahrscheinlich für immer. Denn wer würde es je wagen, das neue Wahlrecht anzutasten? Auch die Großgrundbesitzer votieren ja nun überwiegend tschechisch, die Handelskammern ebenso, und etliche wohlhabende Juden ziehen mit. Die Deutschen im Geschäftsviertel um den Altstädter Ring greifen sich an den Kopf: Selbst ihre unmittelbaren Nachbarn, die Bewohner der ›Josefstadt‹, des alten Prager Ghettos, haben mehrheitlich tschechisch gewählt, und wie zum Hohn sickert die Pointe durch, dass es wohl die jüdischen Metzger waren, die hier den Ausschlag gaben, Leute also, die zuvor noch niemals an die Wahlurne durften ...

Natürlich ist es nur eine Minderheit der Prager Bevölkerung, die sich für die Arbeit des böhmischen Landtags interessiert, und selbst

im gebildeten Bürgertum beider Sprachen sind es nur die zähesten Zeitungsleser, die einigermaßen Bescheid darüber wissen, welche Kompetenzen dieser Landtag eigentlich hat und welchen Einfluss auf den deutsch-tschechischen Alltag. Aber es ist ein symbolischer Sieg der Tschechen, der bei weitem wichtigste bisher, das verstehen alle, und darum ist er ›historisch‹. Auch die Verlierer sehen das so. Ihr Ton ist gedämpft, die deutschsprachige Presse hält sich zurück, man will die Tschechen, mit denen man doch in allen Stadtteilen auf Tuchfühlung zusammenlebt, nicht reizen und die eigenen Abonnenten nicht aufwiegeln. Nur die *Neue Freie Presse* aus Wien redet Tacheles, sie kann es sich leisten, die Leib- und Magenpostille der Liberalen, die selbstredend auch in Prag überall ausliegt. Hier erfahren die böhmischen Bürger, dass sie mit ihrem dummen Wahlverhalten das Ende des Abendlandes riskieren: »Sollte es wirklich dahin kommen, dass auch Prag rettungslos untergeht in der slavischen Fluth?« Nein und abermals nein. »Aus der Landstube mögen die deutschen Abgeordneten der Hauptstadt verschwinden, aber das Volk, welches die Straßen und Häuser füllt, wird bleiben, bis endlich der Tag kommt, welcher der slavischen Gegen-Reformation ein Ende macht, und Prag wieder wird, was es war, ein Mittelpunkt menschlicher, deutscher Cultur.«¹

Das ist starker Tobak, zu stark selbst für die staatliche Zensur in Wien, die das Blatt wenige Tage später konfiszieren wird. Doch der aggressive Tonfall, der chauvinistische Aufruhr verraten, wie gut man die epochale Bedeutung dieses Tages verstanden hat. Es ist immer eine Elite gewesen, welche die Macht in ihren Händen bündelte, doch von nun an wird die Mehrheit herrschen, legitimiert durch die bloße Proportion, die in Prag – daran ist nicht zu rütteln – nun einmal 4:1 zugunsten der Tschechen lautet. Was, wenn sich dieses Mehrheitsprinzip in der gesamten Monarchie durchsetzte? Dann wird man den Böhmen vorhalten, dass sie das schwächste Glied in der Kette waren und dass in ihrer Hauptstadt, exakt am 3. Juli 1883, die Kette gerissen ist.

Nicht alle Prager registrieren den Erdrutsch im böhmischen Landtag, bei weitem nicht. Das wirkliche Leben findet woanders statt, und wem ein kleines Kind namens Augustin oder Amalia stirbt, für den ist alles Politische ausgelöscht für lange Zeit. Ebenso aber auch denen,

die ein Neugeborenes begrüßen. Auch sie überschreiten eine Epochenchwelle, erleben den Anbruch einer neuen Zeit, hinter die es kein Zurück mehr gibt, und vor der warmen körperlichen Präsenz versinkt die übrige Welt.

Ebendies ereignet sich heute in einem Haus unmittelbar neben der St.-Niklas-Kirche, Ecke Maiselgasse/Karpfengasse, wo das seit erst zehn Monaten verheiratete jüdische Ehepaar Kafka lebt. Keine besonders gute Adresse, das Haus hat schon bessere Tage gesehen, einst war dies die Prälatur des berühmten Klosters Strachov, aber abgesehen von der Barockfassade ist von der Pracht nicht viel übrig. Seit langem dient das Gebäude als gewöhnliches Wohnhaus, die Nachbarschaft ist alles andere als repräsentativ und zum Anknüpfen neuer Kontakte nur wenig geeignet: auf der einen Seite die Kirche, in der seit einiger Zeit die Russisch-Orthodoxen ihre düsteren Gottesdienste halten, auf der anderen Seite mehrere verdächtige Spelunken und sogar Bordelle, die beinahe schon zur Josefstadt gehören, ein verwahrloster Kiez, dessen Abriss, so hört man, beschlossene Sache ist.

Die Kafkas werden hier nicht lange bleiben, das versteht sich, aber vorläufig müssen sie sparen. Denn ihr ganzes Vermögen – das heißt vor allem: die Mitgift von Frau Julie – haben sie in ein neu gegründetes Geschäft gesteckt, einen Handel mit Zwirn und Baumwolle, der nur wenige Schritte entfernt an der Nordseite des Altstädter Rings auf Kunden wartet. Alleiniger Inhaber ist der dreißigjährige Hermann, doch seine Frau, drei Jahre jünger, muss hier ganztags mitarbeiten, sonst wird das Geschäft nicht überleben. Den beiden bleibt wenig Zeit, selbst die Flitterwochen haben sie sich versagt, um in Prag nichts zu versäumen, und so ist auch eine Schwangerschaft nicht eben förderlich für den kaum etablierten Laden, ganz zu schweigen von Amme und Kindermädchen, die man sich von nun an wird leisten müssen.

Aber es ist ein Junge, und in einer patriarchal organisierten Welt – eine andere kennen Hermann und Julie nicht – bedeutet das männliche Kind den Garanten der Zukunft. Er ist das nächste Glied der Generationenkette, die den Einzelnen hält und führt und die seinem Tun erst überzeitlichen Sinn verleiht. Bisher wussten die Kafkas nur, dass sie sozial nach oben wollen, jetzt fühlen sie auch, dass dieses Ziel ihre eigene irdische Existenz überschreitet und damit unanfechtbar wird. Das Neugeborene ist ›Erbe‹, noch ehe ihm die ersten Schritte

gelingen, und dies keineswegs nur in den Augen der Eltern. Auch gegenüber den Verwandten, den Angestellten und Kunden hat sich die soziale Position der Kafkas von einem auf den anderen Tag verändert, es ist wie eine Beförderung, und mehr als das, denn der neue Status ist unkündbar – es sei denn durch den Tod. Doch daran will jetzt niemand denken, der Kleine ist »ein zartes, aber gesundes Kind«, wie die Mutter sehr viel später notieren wird,² er wird überleben, er wird der Erbe sein, für den wir uns opfern und um dessentwillen wir jetzt dazugehören zum großen Ganzen. Und darum ist es nur recht und billig, wenn er den Namen unseres Kaisers trägt. Ja, *Franz* soll er heißen.

Dass es ganz und gar anders gekommen ist, als die Kafkas es sich erträumten, weiß hundert Jahre später die Welt. An ihrer ersten gemeinsamen Wohnstätte wird eine Gedenktafel hängen, die nicht auf einen erfolgreichen Kaufmann verweist, sondern auf einen Schriftsteller. Die lineare Aufeinanderfolge der Generationen, welche die Familie immer aufs Neue verjüngt und in der Welt organisch verankert, wird sich als ebenso verletzlich und vergänglich zeigen wie die isolierte Existenz des Einzelnen. Hunderttausende solcher Linien werden abgebrochen, sogar gewaltsam ausgelöscht noch zu Lebzeiten von Franz Kafkas Eltern. Jenes Datum aber, der 3. Juli 1883, der für so viele Prager der Tag einer unwiderruflichen Ernüchterung und für die Kafkas der Tag des Stolzes und der Freude war – jenes Datum wird eine neue, andere Bedeutung gewinnen.

Auch Kafkas Namenspatron, der 52 Jahre alte Kaiser Franz Joseph I., verbringt diesen Tag in aufgeräumter Stimmung. Er weilt in Graz und absolviert das gewohnte Besuchsprogramm: Messe im Dom, Eröffnung einer landeskundlichen Ausstellung, Besichtigung der Feuerwehr und des Militärspitals, Empfang von Deputationen und Nobilitäten, lange Diners. Dazwischen die Lektüre einlaufender Depeschen, darunter auch einige aus Prag, wo die Tschechen – wie vorhergesehen – endlich ihren Willen bekommen haben. Aber dieses Ärgernis wird sogleich überdeckt von den Hochrufen der vollzählig aufmarschierten Grazer Bevölkerung und von erfreulicheren Pflichten, die den Kaiser wieder aufheitern. Zum Beispiel bei den steirischen Schützen, den Treuesten der Treuen, in der flaggen- und blumengeschmückten ›Landesschießstätte‹, die er nicht zum ersten Mal

besucht. Sie sind etwas übereifrig, diese Schützen, haben mit ihren ewigen Salutschüssen sogar die Pferde der kaiserlichen Karosse scheu gemacht, so dass Franz Joseph ein Machtwort sprechen muss. Doch der Empfang am Schießstand ist überwältigend, trachtengeschmückte Frauen sind auch dabei, und fesche Madeln überreichen Blumensträuße. Die Schützen aber möchten von ihrem höchsten Herrn keineswegs nur huldvolle Worte hören, nein, er soll und darf heute Hand anlegen, der Kaiser selbst soll sich am Schießstand versuchen und das allgemeine Festschießen eröffnen. Zeremoniell führt man ihn zu den vorbereiteten Büchsen, die Zuschauer warten atemlos. Zweimal visiert er die Laufende Scheibe an, einmal trifft er die Ringe, es ist eine ›Eins‹. Böllerschüsse ertönen, damit die ganze Stadt es erfährt, dann der Jubel einer tausendköpfigen Menge, endloser Jubel.

Beginn der Vorstellung

Gott handelt immer en gros.
Kierkegaard, STADIEN AUF DES LEBENS WEG

Das alte Zentrum der Stadt Prag ist eine Bühne: ein weitläufiger, beinahe einen Hektar beanspruchender, von mehreren Seiten zugänglicher Schauplatz, doch wohlgegliedert und übersichtlich genug, um das Gefühl eines abgegrenzten und symbolisch erhöhten Raums zu vermitteln. Altstädter Ring heißt dieses Areal, ein Brennpunkt, an dem die sozialen Energien einer ganzen Region sich verdichten.

Schon in der frühen Neuzeit galt es als bürgerliches Privileg, am ›Ring‹ in der ersten Reihe zu wohnen. Denn während Prag im Weltgeschehen nicht mehr mitzureden hatte und ganz Böhmen zum Spielball fremder Dynastien wurde, blieb der heimische Ring die große Plattform der sozialen Repräsentation. Dort wurde Markt gehalten, dort wurden unter freiem Himmel Geschäfte abgemacht und politische Händel ausgetragen, dort sah man und wurde gesehen, und da man nicht selten auch den Klang fremder Dialekte und Sprachen zu hören bekam, war für ein Ferment von Weltläufigkeit gesorgt, das den tatsächlichen Bedeutungsverlust der Stadt überdeckte. Die Prager wussten, dass ihr von prächtigen Bauten gesäumter Ring einen Ruf hatte in Europa, und altvertraut war ihnen der Anblick von Reisenden, die von weither kamen, nur um das sinnverwirrende Wunderwerk der riesigen astronomischen Uhr am Altstädter Rathaus zu betrachten. »Die alte Stadt Prag«, so erklärte ein Reiseführer, der mitten im Dreißigjährigen Krieg gedruckt wurde und der seine Leser schon im ersten Satz an den entscheidenden Punkt lenkte, »liegt auf der rechten Seite der Molda, in der Ebene des Thals, darinn viel herrliche Gebäu zu sehen seyn, unter welchen sonderlich das Rathhaus ist, so einen hohen Thurm hat, daran ein sehr künstliches Uhrwerk,

desgleichen, so viel die Kunst anbelanget, in der ganzen Welt kaum solle zu finden seyn ...«¹ Als diese Zeilen erschienen, war die Uhr schon mehr als zweihundert Jahre alt, und in jener unvordenklichen Zeit, da ihre meterlangen Zeiger sich in Bewegung setzten, war Prag der Sitz eines Kaisers gewesen.

Nicht selten in der Geschichte Prags diente der Altstädter Ring auch als soziale Bühne im buchstäblichen Sinn. Prozessionen überquerten den Platz, politische Ansprachen wurden gehalten, darunter Huldigungen und Hasstiraden. Denkmäler wurden auf dem Ring errichtet, es wurde demonstriert, proklamiert und akklamiert. Wer die Macht übernahm in Prag, präsentierte sich auf dem Ring – das kam selbst im 20. Jahrhundert noch vor, als die vitale Flaniermeile des Wenzelsplatzes längst das alte Zentrum überstrahlte und zur historischen Sehenswürdigkeit herabgestuft hatte. So wurde der Beginn der kommunistischen Alleinherrschaft im Februar 1948 in den Kullissen des Altstädter Rings zelebriert – ein freilich nicht sehr glücklicher Einfall, wie sich bald herausstellte. Denn damit berührten die Putschisten schmerzhaft den Nerv der kollektiven Erinnerung, in die sich eine weitaus brutalere Inszenierung eingegraben hatte, eine Inszenierung, die mehr als drei Jahrhunderte zurücklag und über die trotzdem jeder tschechische Gymnasiast genau Bescheid wusste. Die Installation eines neuen Regimes, vollzogen auf dem Altstädter Ring, mit öffentlicher Folter, mit Strick und Henkersschwert.

In der Nacht zum 21. Juni 1621 herrschte in der Prager Altstadt eine von Angst erfüllte Spannung. Kaum jemand war imstande, sich dem Schlaf zu überlassen, man flüsterte und betete miteinander, überprüfte die Riegel an den Türen und lauschte angestrengt nach draußen, wo martialische Geräusche die Schrecken des folgenden Tages ankündigten. Die neuen Herren im Dienste der Habsburger Dynastie hatten eine Ausgangssperre verhängt, Hunderte von Bewaffneten mit Fackeln und klirrendem Eisen durchstreiften die Straßen, um jeden Bürger, dessen sie habhaft wurden, auf der Stelle niederzumachen. Auch der Altstädter Ring war von zahlreichen Fackeln erleuchtet, und die Anwohner erzitterten hier stundenlang unter den Hammerschlägen der Zimmerleute, die unmittelbar am Rathaus eine zweieinhalb Meter hohe und etwa 300 Quadratmeter umfassende Bühne errichteten. ›Blutgerüst‹ nannte man diese Art Bühne, und welche Vorstellung

hier in wenigen Stunden gegeben werden sollte, war den entsetzten Bewohnern Prags bereits nachdrücklich kundgetan worden.

Sie hatten einen Aufstand riskiert, und sie hatten verloren. Es war eine zugleich religiöse und politische Erhebung gewesen, mit der sie sich der zunehmenden Dominanz der katholischen Habsburger zu entwinden suchten, eine Erhebung der böhmischen Stände gegen den sich formierenden Absolutismus. Wie weit dieser Widerstand gehen durfte, darüber waren sich Adel, protestantische Geistlichkeit und Bürgertum durchaus nicht einig, doch im Mai 1618 entschlossen sich die Prager Anführer, alle Brücken hinter sich abzurechen und den offenen Krieg zu provozieren: Sie warfen auf der Prager Burg zwei katholische Statthalter und deren Schreiber kurzerhand aus dem Fenster und schickten ihnen noch einige Kugeln nach. Der keineswegs spontane, sondern wohlinszenierte Gewaltakt wurde in ganz Europa als lokale Posse belacht (zumal die drei Opfer mit Verletzungen davonkamen), doch im folgenden Jahr wurde deutlich, dass es den böhmischen Ständen und ihren Verbündeten in Mähren und Schlesien ernst war und dass sie an den Fundamenten des europäischen Machtgefüges rüttelten: Sie setzten den Habsburger Ferdinand II. als König von Böhmen ab (nur wenige Tage bevor er zum Kaiser gewählt wurde) und hoben stattdessen einen pfälzischen Kurfürsten auf den Prager Thron, einen überzeugten Calvinisten und selbsternannten »Kreuzritter des Protestantismus«.

Die ungemein verworrenen diplomatischen und militärischen Aktionen, die nun folgten, wurden populärwissenschaftlich vielfach aufbereitet und gehören heute zum Treibsand historischen Spezialwissens. In öffentlicher Erinnerung blieb jedoch, dass der Fenstersturz von Prag (die Juristen sprachen vornehm von Defenestration) zum Auslöser eines jahrzehntelangen Flächenbrands werden sollte, der weite Teile Mitteleuropas verwüstete und entvölkerte, und in die kollektive Erinnerung förmlich eingraviert blieb das sensationelle Debakel, das die Aufständischen im November 1620 im entscheidenden *showdown* erlitten. Nicht einmal zwei Stunden dauerte die ›Schlacht am Weißen Berg‹, auf einem Plateau nur wenige Kilometer vom Zentrum Prags, und sie endete mit einer vernichtenden Niederlage der schlecht besetzten Truppen der böhmischen Rebellen, mit der überstürzten Flucht des calvinistischen Ersatz-Königs Friedrich von der Pfalz (der unter dem Spottnamen ›Winterkönig‹ in die Prager

Historie einging) und mit dem totalen Triumph der ›Katholischen Liga‹. Die Schlacht am Weißen Berg war – nach tschechischer Überlieferung – der Beginn einer drei Jahrhunderte währenden Zeit der Finsternis (*temno*), des katholischen Zeitalters der Habsburger also, die sich in Böhmen nicht nur die absolute Herrschaft sicherten, sondern auch sogleich ein blutiges Exempel statuierten.

Tatsächlich war es weniger die militärische Niederlage, die später als nationale Wunde interpretiert wurde und die in Böhmen noch viele weitere Generationen in der Überzeugung aufwachsen ließ, mit ›den Wienern‹ eine Rechnung offen zu haben; es war vielmehr die fatale Strategie der Sieger, durch größtmögliche Demütigung jeden Gedanken an eine neuerliche Rebellion zu ersticken. Es genügte Ferdinand II. nicht, sämtliche protestantischen Adligen zu enteignen und außer Landes zu jagen, die auch nur im Verdacht standen, mitgemacht zu haben – er zwang sie überdies, sich selbst anzuzeigen, um dem Henker zu entrinnen. Ebenso hart traf es die nichtkatholischen Geistlichen, denn das neue Regime hielt sich nicht lange damit auf, irgendwelche Unterscheidungen zu treffen zwischen gemäßigten Lutheranern und radikaleren Calvinisten, Hussiten oder Wiedertäufern. Den erst ein Jahrzehnt zuvor erlassenen ›Majestätsbrief‹ Kaiser Rudolfs II., auf den die Protestanten sich wütend beriefen und der ihnen freie Ausübung der Religion zusicherte, ignorierte Ferdinand nicht nur, er zerstörte ihn eigenhändig samt kaiserlichem Siegel. Und er gab sich nicht damit zufrieden, die Initiatoren des Aufstands, deren er habhaft werden konnte, nach Recht und Gesetz abzustrafen, sondern er installierte in Prag ein Sondergericht, das die böhmische Rechtsordnung mit Füßen trat und das ausschließlich den politischen Weisungen aus Wien unterworfen war. Schließlich inszenierte er den Tod der völlig entrechteten Angeklagten auf derart grausame Weise, dass er selbst den zahlreichen unpolitischen Bürgern, die von Aufständen überhaupt nichts hielten und die sich viel lieber mit den neuen Herren arrangiert hätten, einen über Generationen fortdauernden Hass gegen Habsburg einpflanzte.